

"Schwyzertütsch i de Normalschrift"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundart, so betonen sie, liegen die Grundlagen des wahren Volkstums und die Wurzeln der wahren vaterländischen Gesinnung, und durch die Förderung der Mundart werde auch das wirkliche Schweizertum gefördert.

Wir Deutschschweizer gehören nach Herkunft und Entwicklung in den Gesamtverband der Deutschsprechenden. Es gab Zeiten, wo große Vertreter des echten deutschen Geistes gerade in der deutschen Schweiz einen Mittelpunkt und eine Heimat fanden. Es war eine Zeit, wo kein „Reich“ als politische Zusammenfassung der Deutschen nordwärts des Rheins bestand. Es war aber eine Zeit, die ein hochgeistiges Deutschtum hervorbrachte und pflegte, an dessen Quellen sich später auch Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer labten und von dessen Reichtum wir auch heute noch zehren.

Man glaubt heute, von diesem Deutschtum abrücken zu müssen, weil es irrtümlicherweise gleichgesetzt wird mit einer politischen Gestaltung, die wir ablehnen. Man beachtet zu wenig, daß der deutsche Geist, der aus dem achtzehnten Jahrhundert zu uns herüberstrahlt, gar nichts zu tun hat mit dem, was wir auf dem politischen Felde mißbilligen.

Der deutsche Geist des achtzehnten Jahrhunderts ist uns in der deutschen Schriftsprache überliefert. Wir nehmen ihn auf in der Schule, und er ist Inhalt und Wesen auch unserer höheren Geistesbildung. Je mehr wir uns davon entfernen und uns in den mundartlichen Schmollwinkel zurückziehen, desto mehr trennen wir uns ab von einem Quell, der im Grunde auch uns labt, der uns Daseinsnotwendigkeit und Geistesnahrung auch heute noch und weiterhin sein muß.

Und unsere Kinder sollen in der Schule mehr Mundart pflegen? Täuschen wir uns nicht hinweg über die Gefahren einer solchen vermehrten Mundartpflege in der Schule! Sie wird auf Kosten der Schriftsprache gehen. Der Schriftsprache, über deren mangelhafte Beherrschung bei unsern obern Schülern heute lebhaft geklagt wird! Die Mundart, die bei uns heute fast das ganze außerschulische Leben beherrscht, findet in diesem großen Bereiche genügend Spielraum, so daß die Gefahr des Aussterbens der Volkssprache gering ist. Blicke der Einwand, die Mundart müsse landschaftlich reiner gehalten und bodenständiger werden. Kann das erreicht werden durch eine Mundartschreibung, die nur dadurch einige Aussicht auf Anklang findet, daß sie in eine deutschschweizerische Durchschnittsmundart gezwängt wird? Eine Mundart also, die nirgends gesprochen und deshalb ein künstliches Gebilde bleiben wird?

Man kann bei gut schweizerischer Gesinnung und bei aller Hochschätzung des deutschschweizerischen Volkstums in den heutigen Mundartbestrebungen eine Gefahr für lebenswichtige Grundlagen gerade dieses Volkstums erblicken.

Hg.

„Schwyzertütsch i de Normalschrift“.

Eine fachmännische Besprechung der unter der Leitung von Prof. Dieth ausgearbeiteten und in 86 Regeln gefaßten Einheitschreibweise für unsere Mundarten können wir erst in der nächsten Nummer bieten. Für heute genüge ein von Dieth verfaßtes Muster, das in der Schweizer Monatschrift „Föhn“ vom November l. J. erschienen ist.

Da unsere Druckerei den dort verwendeten neuen Buchstaben für sch (ein s-ähnliches Zeichen) nicht besitzt und wir

ihr die Anschaffung nicht zumuten können, geben wir ihn durch sch wieder. Der Akzent auf o und ö bedeutet offene Aussprache; ë steht für offenes e (ëne) zum Unterschied vom überoffenen ä (gäär). Die Großschreibung der Dingwörter wird noch „geduldet“. Also:

Wëmmer üsers schöö Ländli wönd bhaalte soo wies ischt, so mömmer öpis tue förs. Mer müends schütze, aber nöd no mit Soldaaten und Gweer. Es kënt nö ganz anderi Gfödre. För d Blueme und d Tierli, för schöni Eggli und aalti Hüser, för die ischt scho gsödrget. Hüt wëerde si gschoonet; de Natur- und Häimetschutz hët da a d Hand gnoo und sicher scho vil too deför. Und d Lüüt? Wa gits döð öffelch z schoone? A öpis hët me scho tänggt: a üseri Schwyzer Chläider, a d Trachte. Au daa ischt schöö. Es blybt aber alewil nö öpis, wo mer bis iez wenig oder gäär nöd gachtet hët, wol wils jede bschtändig mit im selber ometräit: da ischt üseri Schpröðch.

Mit de Schpröðch vome Volch isch es e bsonderi Sach. Es schtägget ëbe vil mee dehender, as mer grad eso cha ghööre mit em Oor. D Schpröðch ischt nöd no en Faane, wo mer cha aaschtegge, oder e Tracht, wo mer aalät und abziet; si ischt öpis, won äim sy Lëbelang blybt, wo mer aber doch mit de Zyt cha verlüüre, wils, ooni dammers mërggt, d Faarb cha verlüüre. E Schpröðch ooni Faarb aber ischt nüüt. Au drom nüüt, wil s Tenge den öpe denö ischt.

Es ghöört zor gäischtige Schterchi vomene Volch, wëns of em äigne Bode alewil nö redt und tänggt wie früener. Daa hebets zëme und soo chas im selber treu blybe.

Meer Tütschschwyzter chönd nöd und wönd nöd vom Schwyzertütsch loo. Und daa ischt guet. Öpis aber falt iis schwäär: es suuber z bhaalte, chërnig und urchig. Am Wile fäältis nüme, bi vile, und de Wëeg wird si nöd und nöd mösen uftue.

En Aafang ischt gmacht. Mer cha iez Schwyzertütsch au lëse und schrybe. Da hët mer zwödr scho früener chöne, aber d Lüüt hënd alewil gchlagt, es göng so schwär. Begryffli, këne hët gwöst, wien er söl schrybe, und jede hëts gmacht wies em grad ygfalen ischt. Iez hëmmer e tütschschwyzter Schrybwys. Gmäint ischt, das wën äine wil syni Mueterschpröðch schrybe, danner den soo schrybt wien er redt, aber nöch feschte und voorgschribne Regle.

Die Regle sind imene Läitfade, wo me cha chauffe, zëme-gschtell und söled dë Winter i Kürse gleert wërde.

Der neue Artikel der deutschen Sprache.

„3¼ % Anleihe der Stadt Freiburg. Wir teilen Ihnen höflich mit, daß rubr. Anleihe einen guten Erfolg hatte und größtenteils durch die eingegangenen Konversionsanmeldungen gedeckt worden ist.“ So schreibt ein schweizerisches Bankhaus an mich. Frage: was für ein geheimnisvolles Ding ist rubr. Anleihe? Der Brieffschreiber wird wohl erklären: das heißt „die am Eingang des Briefes rubrizierte Anleihe“, und wir meinen damit: die genannte, die erwähnte, die Anleihe, um die es sich handelt, die Anleihe, von der Sie wissen, die zurzeit aufliegende Anleihe, die fragliche Anleihe; manchmal sagt man wohl auch (und das paßt zu unserm sonstigen Fach-, d. h. Bankbriefstil am besten): obige Anleihe, auch obgenannte war und ist da und dort gebräuchlich.

Ja, weshalb nun rubr.? Ein Wort, das ganz sicher eine Menge von Leuten, auch gebildete, auch solche aus dem Kundenkreis eines Bankhauses, nicht verstehen, ein Wort, so lang, daß man vorzieht, es abzukürzen, wodurch dem Leser eine kleine Rätsellösung zugemutet wird, ein fremdes Wort, das nicht der gesprochenen Sprache angehört, ein Wort, für das hier, wie eben gezeigt, wenigstens